

Marjolijn Hof

mein Opa
und ich
und ein Schwein
namens Oma

Mit Bildern von
Susanne Göhlich

Aus dem Niederländischen von Meike Blatnik



ALADIN

Pfannkuchen	9
Eine zarte Seele	19
Böse	29
Nashorn	38
Eine Medaille	49
Ein großer Trost	59
April, April	70
Der Schoßrechner	80
Sachentag	92
Suhlen	100
Mut fassen	108
Träume	118





Pfannkuchen

„Ich hab Lust, Pfannkuchen zu backen“, sagte mein Opa.

„Och nö“, sagte ich. „Nicht schon wieder.“

„Ich kann's kaum noch erwarten“, sagte mein Opa und hielt die Küchenschürze hoch.

„Na dann los“, sagte ich. „Aber nicht mehr als sechs. Okay?“

Ich war ein paar Tage bei meinem Opa zu Besuch. Er wohnte in einem kleinen Haus, das von Weideland umgeben war. Wohin ich auch sah, überall war nichts als Gras und hin und wieder ein Wassergraben. Mein

Opa und ich machten alles zusammen. Wir liefen zusammen durchs Gras, sprangen ab und zu über einen Graben und abends spielten wir das Gänsepiel. Unsere Stiefel standen nebeneinander im Flur. Unsere Jacken hingen Seite an Seite an der Garderobe.

„Du siehst aber lustig aus“, sagte mein Opa.

Ich hatte mir die Küchenschürze umgebunden und ein Geschirrhandtuch um den Kopf geknotet.

„Gegen die Fettspritzer“, sagte ich.

Sofort fing mein Opa an herumzuspritzen. Er rührte eine Extraportion Milch in den Teig. Danach nahm er die Bratpfanne zur Hand. Ich konnte hören, wie die Butter zischte. Wir backten und aßen einen Pfannkuchen nach dem anderen. Nach sechs Stück konnte ich nicht mehr.

„Wir waschen ab“, sagte ich.

„Ich will aber noch weiterbacken.“

Ich sah meinen Opa streng an. „Nicht mehr als sechs, hatte ich gesagt.“

„Ja, ja“, sagte er, während er schon wieder ein Stückchen Butter in die Pfanne gleiten ließ.

Ich blieb eine Weile neben ihm in der Küche stehen. Er machte weiter. Auf der Anrichte stand ein Teller mit einem Stapel Pfannkuchen.

„Die Sonne scheint“, sagte ich. „Es ist Spazierwetter.“

„Du hast Recht“, sagte mein Opa. „Gehst du zum Bauernhof rüber und holst Milch und Eier? Ich bin hier noch eine Weile beschäftigt.“

Ich ging ganz allein am Wassergraben entlang, mit einer leeren Tasche hin und mit einer vollen zurück.

„Du kommst wie gerufen“, sagte mein Opa. „Der Teig ist alle.“

Der Pfannkuchenstapel war größer geworden. Ich öffnete den Küchenschrank, um die Mehlvorräte zu begutachten. Drei volle Regalbretter und auf jedem Brett sechs volle Tüten. Ich versuchte auszurechnen, wie viele Pfannkuchen das ergeben würde. Eine halbe Tüte Mehl in die Schüssel, zwei Eier und ein Viertel Liter Milch dazu – eine ganze Menge.

Das Haus roch nach verbrannter Butter. Ich setzte mich draußen auf eine Bank, um besser nachdenken zu können.

Durchs Küchenfenster konnte ich sehen, wie mein Opa mit der Bratpfanne hantierte.

Nach einer Stunde kam er heraus. Sein Pullover war vollgespritzt und seine Brillengläser waren fettig.

„Bist du fertig?“, fragte ich.

„Kurze Pause“, antwortete mein Opa. „Ich mache gleich weiter.“ Er wischte sich die Hände an seiner Hose ab und blickte in den Himmel. „Es ist noch immer Spazierwetter, würd ich sagen. Geh doch noch



mal rüber. Ich brauche noch mehr Milch und ein paar Dutzend Eier. Nimm ruhig den Bollerwagen mit, dann musst du nicht so viel tragen.“

„Ich will, dass du damit aufhörst.“

„Ach, Mädchen“, sagte mein Opa. „Ich will auch aufhören. Aber ich schaffe es nicht. Das ist ein innerer Drang.“

Ich seufzte.

„Nicht seufzen“, sagte mein Opa. „Das geht von allein vorbei. Ich muss mich einfach einmal austoben.“

Ich ging mit dem Bollerwagen am Graben entlang, mit einem leeren Wagen hin und mit einem vollen zurück. Als ich die Milch und die Eier nach drinnen schleppte, war der Pfannkuchenstapel noch größer geworden.

Mein Opa backte den ganzen Tag hindurch. Um sechs Uhr machte er wieder eine kurze Pause.

„Was gibt es heute zum Abendessen?“, fragte ich.

„Schlag was vor“, sagte mein Opa.

Natürlich hoffte er, ich würde mir Pfannkuchen wünschen, aber stattdessen sagte ich: „Spaghetti mit Tomatensoße.“

„Einverstanden.“

Innerhalb von fünf Minuten waren die Spaghetti fertig. Ich probierte eine Gabel voll.

„Schmeckt nach Pfannkuchen“, sagte ich.

„Pfannkuchenspaghetti“, verbesserte mein Opa. „Man schneide den Pfannkuchen in dünne Streifen und gebe Tomatensoße zu.“ Er stand auf. „Ich mache noch ein bisschen weiter. Ich glaube, ich werde heute Abend fertig. Aber es könnte spät werden.“

Mein Bett stand auf dem Dachboden. Um dorthin zu kommen, musste ich eine Leiter nach oben klettern.

„Bleib du mal besser hier“, sagte ich zu meinem Opa. „Ich will nicht, dass es oben nach Pfannkuchen stinkt.“

Er gab mir unten an der Leiter einen Kuss.

„Morgen ist es vorbei. Versprochen.“

Mein Opa hielt immer, was er versprach. Am nächsten Morgen war es vorbei. Die Küchenfenster standen sperrangelweit offen und im ganzen Haus roch es frisch. Der Gasherd war blitzblank geputzt. Die Brat-

pfanne hing an ihrem Haken über der Anrichte. Überall in der Küche verteilt standen Teller mit Stapeln von Pfannkuchen.

„Das sind die Reste“, sagte mein Opa. „Die werfe ich nachher weg.“

„Ganz schön viele Reste“, sagte ich.

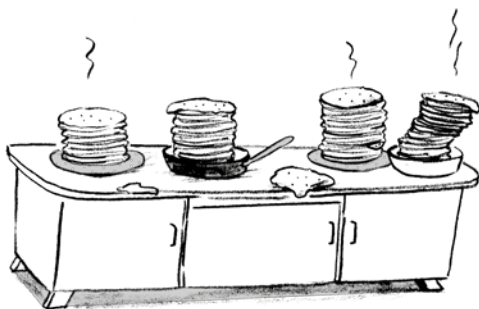
Mein Opa nickte.

„Und man soll kein Essen wegwerfen.“

Mein Opa nickte wieder. „Ich weiß, ich weiß. Aber die können wir niemals aufessen.“

„Gib mal einen her“, sagte ich. „Wir futtern uns da schon durch.“

Morgens und mittags aßen wir anstelle von Brot Pfannkuchen. Abends machte mein Opa Pfannkuchen-Makkaroni. Am Ende des Tages hatten wir einen halben Stapel geschafft.



„So kommen wir nicht wirklich voran“, sagte mein Opa. „Ich glaube, ich muss morgen Pfannkuchen-Brei machen. Und dann Pfannkuchen-Eintopf.“

Draußen war Spazierwetter. Der Graben glitzerte in der Abendsonne.

„Wir nehmen den Bollerwagen“, sagte ich. „Wir verteilen sie.“

Es waren zu viele Pfannkuchen für einen einzigen Bollerwagen. Die Hälfte konnten wir mitnehmen, mehr nicht.

Mein Opa und ich zogen den Wagen gemeinsam über das Weideland. Unterwegs legten wir Pfannkuchen für die Vögel aus. Ich setzte mich an den Grabenrand, um Pfannkuchenstückchen an die Fische zu verfüttern.

„Ich geh kurz zum Bauernhof rüber“, sagte mein Opa. „Die haben dafür sicher Verwendung.“

Er zog mit einem vollen Wagen los und kam mit einem noch volleren zurück. Schon von weitem sah ich ihn kommen, er ging vornübergebeugt, so schwer musste er ziehen.

Ich lief ihm entgegen. „Was hast du da?“, fragte ich.

„Ein Schwein“, sagte mein Opa, keuchend vor Anstrengung.

Das Schwein quoll an allen Ecken und Enden aus dem Bollerwagen. Es streckte seine Schnauze vor und schnüffelte an meiner Hand.



„Schweine sind Fresssäcke“, sagte mein Opa. „Pass nur auf. Wir sind mir nichts, dir nichts von unseren Resten erlöst.“

Zu Hause bekamen wir das Schwein nur mit Mühe aus dem Wagen. Es steckte fest.

Ich ging in die Küche, um ein paar Pfannkuchen zu holen. Mein Opa und ich setzten uns auf die Bank und sahen dabei zu, wie das Schwein fraß.

„Ob es einen Namen hat?“, fragte mein Opa.

„Dickie oder Gierschlund.“

Das Schwein hob den Kopf.

„Oder Oma.“

„Oma?“, fragte mein Opa. „Im Ernst?“

„Klar doch“, sagte ich. „Eine Oma können wir gut gebrauchen.“

Das Schwein grunzte leise vor sich hin.

„Oma“, sagte mein Opa. „Warum eigentlich nicht.“
Ich holte noch mehr Pfannkuchen aus der Küche.
Das Schwein Oma tat, was mein Opa vorausgesagt
hatte: Wir waren mir nichts, dir nichts von allen Res-
ten erlöst.